

Zeitschrift: Die Berner Woche in Wort und Bild : ein Blatt für heimatliche Art und Kunst
Band: 24 (1934)
Heft: 24

Artikel: Die Tragödie des Zuviel
Autor: Ross, Colin / H.B.
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-639954>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Nur kommt dieser Abdruck jedenfalls nicht aus einem überfüllten Magen. Der listige Jakob sieht der Begegnung mit seinem überlisteten Bruder Esau entgegen. Bei dieser Begegnung wird es hart auf hart gehen. Hier nützen Listen nichts mehr. Hier geht es um Leben oder Tod. Das Gewissen läßt sich mit keinen Ausreden und keinen Listen mehr beschwichtigen. Hier ist der Listige einmal selber der Überlistete. Er erfährt die Wirklichkeit Gottes als eines zornigen Gottes, der die Missetat der Väter heim sucht an ihren Kindern bis ins dritte und vierte Glied. Er muß eingestehen, daß trotz aller Menschenlist Gott immer noch der Listigere ist und daß es vor ihm kein Entrinnen gibt. Er muß sich schlagen lassen. Aber als der Geschlagene, als derjenige, der Gottes Zorn nicht entrinnen kann, darf er nun doch wiederum den Segen des gleichen Gottes erleben. Denn Gott sucht nicht nur die Missetat heim, sondern er tut auch Barmherzigkeit an vielen Tausenden, die ihn lieb haben. Der zornige Gott ist auch der gnädige Gott. „Wenn Gott lebendig macht, so tut er es, indem er tötet; wenn er rechtfertigt, so tut er es, indem er uns schuldig macht; wenn er uns in den Himmel führt, so tut er es, indem er uns in die Hölle führt.“ (Luther.) Der Gott, dessen ganze Macht und List Jakob jetzt erfährt, ist derselbe Gott, der ihm seinen Segen verheißt hat. Und daran klammert sich Jakob jetzt. Gegen den zornigen Gott kämpft er, indem er den gnädigen Gott anruft. Er behaftet Gott bei seinem Wort. Und darum ist er der rechte Gottesstreiter. Er ist nicht der Rebell, nicht der Prometheus, sondern der Verwundete und Geschlagene, der Gott nicht entfliehen kann, und dem auch jetzt nichts anderes bleibt als die Flucht zu Gott hin.

Solche Mythologie kennt aber nur die Bibel. Solchen Kampf wider Gott kämpfen nur diejenigen, die darum wissen, daß Gott der Angreifer und der Verteidiger in einer Person ist, der „mit der Linken gegen sie und mit der Rechten für sie fight“ (Calvin).

Und gerade diese Mythologie hätten wir in der Gegenwart bitter nötig. In all dem Elend, in all der Ratlosigkeit unserer Gegenwart wird Gottes Zorn über uns offenbar. Er verrenkt uns die Hüfte. Er macht uns zu Narren, die den größten Unsinn vollbringen, die wegen der sogenannten „Überproduktion“ Tausende hungern und verkommen lassen und die aus Abrüstungskonferenzen Aufrüstungskonferenzen machen. Aber statt daß wir ihn in diesem Gericht erkennen, wollen wir immer noch die Listigen sein. Statt daß wir seine Gnade anrufen gegen seinen Zorn, lassen wir die Priester der Wissenschaft mit listigen Worten unser Elend gelehrt beschreiben und verherrlichen. Statt daß wir uns beugten vor Gottes Zugriff, rühmen wir uns, die größte Inflation und die größte Krise der Weltgeschichte fertig gebracht zu haben. Und so bleiben wir kindische, törichte Rebellen, falsche Gottesstreiter, Menschlein, die gegen den Zorn Gottes ihre elende Weisheit ausspielen, statt daß sie sich wider Gottes Zorn auf ihn selber und seine Barmherzigkeit beriefen. „Ich lasse dich und segne mich selber.“ Das ist noch immer unser Motto. Aber es wird auch bei uns erst Friede und Freude wieder eintreten können, wenn es auch bei uns heißt: „Ich lasse dich nicht, du segnest mich denn!“
E. B.

Der erwachende Tag.

Von Johanna Siebel.

Wir kennen viel zu wenig die beseligende Schönheit des erwachenden Tages. Wir bleiben in unseren weichen Betten und Zimmern und verschlafen ihn.

Der erwachende Tag aber ist an Wundern reich, wenn er den weiten, lichten Himmel mit rosigen Wolken zart überweht und sein goldenklares Frühlicht über die bewaldeten

Höhen und Hügel strömt, wenn er die Täler füllt mit seinem Morgenglanz und im Tau der Gräser funkelt.

Der erwachende Tag ist der Gottesdienst der Schöpfung. Dieser Gottesdienst in seiner unergründlichen Weiße und Herrlichkeit ist da für jedermann. Er war da für die Geschlechter der Menschen seit Anbeginn; er wird da sein bis in unausdenkliche Zeiten. Tausende und aber Tausende sehnsüchtiger Seelen können davon gesättigt werden und einen Glanz himmlischer Herrlichkeit und einen wahren Gottesseggen empfangen. Tausende und aber Tausende sehnsüchtiger Seelen müssen nur wach und bereit sein dafür.

Die Tragödie des Zuviel.

Von Colin Ross.

Zur Einführung.

In seinem neuesten Reisebuch betitelt „Zwischen U. S. A. und dem Pol. Durch Kanada, Neufundland, Labrador und die Arktis“ (Verlag F. A. Brockhaus, Leipzig) kommt Colin Ross verschiedentlich auf die Weltkrise als eine Folge der Überproduktion — nach seiner Meinung — zu sprechen. Überall auf seinen Fahrten, durch die Nordatlantik, durch Neufundland, durch die Ostprovinzen Kanadas und dann insbesondere durch die Prärie mit ihrem unermesslich weiten Weizenmeer stieß der Verfasser auf die Auswirkungen der Wirtschaftskrise: auf verödete Höfen, stillgelegte Betriebe, unverkäufliche Stöck von Landesprodukten aller Art. Er lernte ein Land kennen, das mitten in einer unerhört raschen wirtschaftlichen Entwicklung stand, als die Krise hereinbrach. Wie eine Katastrophe, wie ein Blitz aus heiterem Himmel traf sie das Land. Kanada war wie sein großer Nachbar auf eine dauernde Prosperität eingestellt. Man hatte die Prärie fast restlos gebändigt und sie mit „Weizenfabriken“ überdeckt. In diesen Weizen-Großfarmen war das bodenständige Bauerntum abgelöst worden durch den spekulierenden Weizenfabrikanten, der mit Großpflug und Mähdröschler in kurzen Arbeitswochen eigenhändig, ohne Arbeitshilfe Saat und Ernte besorgte. Die Getreideelevatoren, die den goldenen Prärienlegen einzusammeln hatten, um ihn an Bahn und Schiff weiterzugeben, waren zu Hunderten aus dem Boden geschossen. Man hatte mit Aufwand von ungezählten Dollarmillionen durch die 800 Kilometer Urwald und Tundra des „Kanadischen Schildes“ die Hudson-Bahn gebaut, nur um für den Weizenstrom, wenn er zu fließen begann, den Notauslaß zu haben. Der Elevator von Churchill (siehe Abb. S. 377) an der Hudson-Bay, ein technisches Riesengerät mitten in der Arktis, die leistungsfähigste Umladeeinrichtung der Welt, die in 24 Stunden eine Million Bushel (das sind 60 Millionen Kilogramm) Weizen gleichzeitig aus den Zügen aufnehmen und auf die Schiffe verladen kann, war eben fertiggestellt, als die Krise ausbrach. Der Elevator steht verlassen da, ein einziges Schiff ankert an der Verloaderampe, statt ihrer ein Duzend. Die große katholische Bischofskirche der erst zu bauenden Stadt wartet auf die gläubigen Besucher — wartet vielleicht noch jahrelang vergeblich.

So mußte sich dem Verfasser der Titel „Tragödie des Zuviel“ geradezu aufdrängen. Wir geben ihm nachstehend das Wort.

*

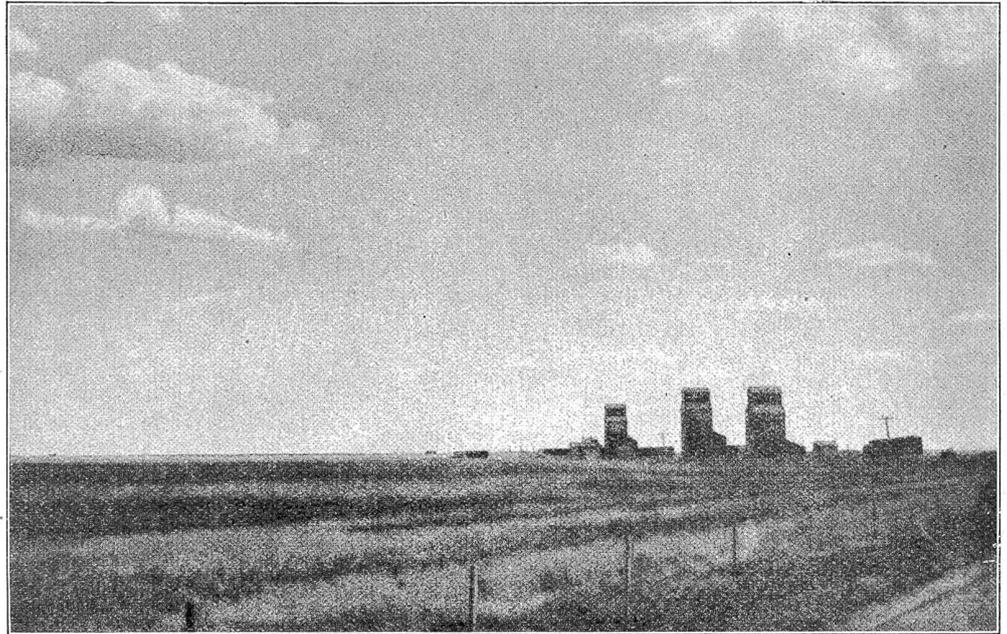
Als England im Jahre 1867 seine vier nordamerikanischen Kolonien Ontario, Quebec, Neuschottland und Neubraunschweig zu einer Konföderation zusammenschloß, war es in einiger Verlegenheit, welchen Namen es dem neuen staatlichen Gebilde geben sollte, das doch ein wenig mehr war als eine Kolonie. Man dachte ursprünglich daran, es „Kingdom of Canada“ zu nennen. Aber der britische Außen-

minister Lord Derby fürchtete die Empfindlichkeit der Vereinigten Staaten. Da kam ihm ein bibelfester Mitarbeiter zu Hilfe. Der hatte gerade in der Heiligen Schrift gelesen und war auf den 72. Psalm gestoßen, in dem es im 8. Vers lautet: „He shall have dominion from Sea to Sea!“ („Er soll Herrschaft haben von Meer zu Meer!“) Der Vers gefiel und auch die Prophezeiung, und so entstand das „Dominion of Canada“.

Die Prophezeiung ging bald in Erfüllung. Bereits ein paar Jahre später wurden die riesigen Gebiete der Hudson's Bay Company aufgekauft, die Prärie befehlt und die Kolonie Britisch-Kolumbien dem Dominion angeschlossen.

Aber auch eine zweite Prophezeiung ging in Erfüllung, die in dem gleichen Psalm steht. Es heißt da weiter: „Auf Erden wird das Getreide dick stehen, und seine Frucht wird rauschen wie der Libanon!“ Daß auch dies Wort sich erfüllte, wurde Segen und Fluch des neuen Dominiums.

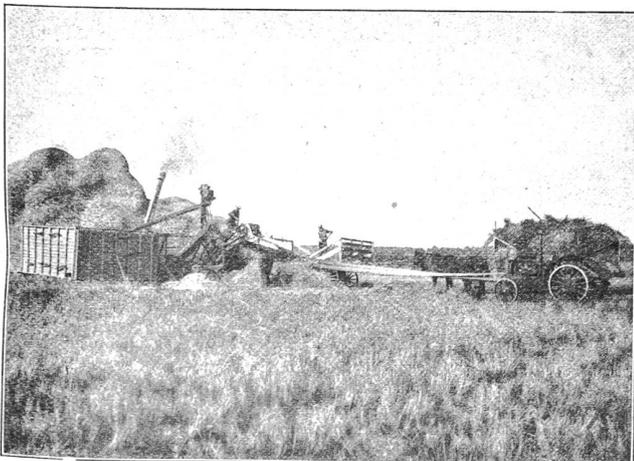
Weizenbau ist alt in Kanada und ebenso der Weizenhandel. Es ist über 300 Jahre her, seit der erste kanadische Weizen nach Europa verschifft wurde. Es ist ein Brief Champlains erhalten, des Gründers von Quebeck, in dem er von dem guten Weizen schreibt, der für Frankreich geschnitten wurde. Im allgemeinen brauchte das Mutterland freilich kein Getreide von seiner amerikanischen Kolonie. In Neufundland und vor allem in Westindien fanden die kanadischen Farmer jedoch einen Markt für ihren Ueberschuß. Mit der Zeit ging der westindische Handel allerdings an die Vereinigten Staaten verloren, in der Zwischenzeit war jedoch die Bevölkerung Kanadas so gewachsen, daß sie ihren Weizen selbst brauchte. Da sich die Bauern des östlichen Kanadas immer mehr auf Viehzucht, Milchwirtschaft und Gartenbau umstellten, wäre Getreide vielleicht sogar knapp geworden, hätte man nicht in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts angefangen, die Prärie zu erschließen und zu besiedeln.



Leuchttürme der Prärie: Die Land-Elevatoren in den wogenden Weizenfeldern.
(Aus: Colin Ross „Zwischen U. S. A. und dem Pol.“ Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig.)

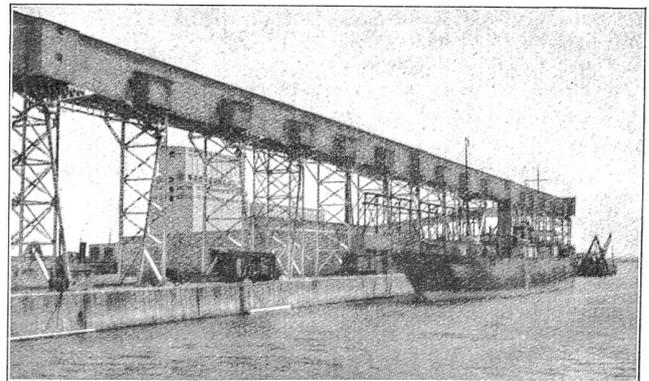
Sobald hier die ersten Anfangsschwierigkeiten überwunden waren und man herausgebracht hatte, welche Weizenarten man anbauen mußte, begann eine der phantastischsten Entwicklungen, die die Welt je gesehen hat. Der Stichtag war das Eindampfen der ersten Lokomotive in Winnipeg im Jahre 1882. Von diesem Tage an war alles anders. Ein Los, das bisher für 1000 Dollar angeboten war, wurde für 10,000 Dollar verkauft. Jedes Haus in Maine Street verwandelte sich in eine Landagentur, und die ganze Stadt packte eine wilde Erregung. Freilich kam es zum Rückschlag. Aber von da an stiegen Weizenanbau, Ausfuhr und Bevölkerung von Jahr zu Jahr fast schwindeleerend; bereits vor dem Kriege hatte Kanada die dritte Stelle in der Weltausfuhr von Weizen erreicht.

1921 wurde der erste Mähdrescher nach Kanada eingeführt. Damit bekam der kanadische Weizenbau einen neuen Antrieb. Ein paar Jahre später waren es 5000 Mähdrescher, und bereits im Jahre 1923 war Kanada das erste Weizenexportland der Welt geworden. Waren um die Jahrhundertwende 3½ Millionen Acker unter Kultur, so waren es 1923 bereits fast 38 Millionen. Die Anbaufläche hatte sich also mehr als verzehnfacht.



Die Weizenfabrik. Die Maschine hat die Prärie erobert und den Arbeiter verjagt.

(Aus: Colin Ross „Zwischen U. S. A. und dem Pol.“ Mit Genehmigung des Verlags F. A. Brockhaus, Leipzig.)



Der Weizenhafen am Arktisrand. Elevator und Umladeeinrichtung in Churchill an der Hudson-Bay.

Im Jahre 1928 hatte Kanada mit 567 Millionen Bushel (60 Pfund) die größte bisherige Weizenernte. Davon wurden 407 verkauft. Im gleichen Jahr betrug die Weltausfuhr 943 Millionen. Kanada war also gar nicht so weit davon, die Hälfte an sich zu reißen.

Da kam der Rückschlag. Auch Amerika, Australien und Argentinien hatten Jahr für Jahr ihre Anbaufläche vermehrt. Weizen schien das gute Geschäft. Die Welt war nach dem Kriege ausgehungert, und die Weizenausfuhrländer glaubten, das müsse immer so bleiben.

Aber inzwischen hatte Europa sich erholt, und im Jahre 1929 hatten die europäischen Länder eine besonders gute Ernte, um 100 Millionen Bushel mehr als bisher. Auch Argentinien erntete ungewöhnlich viel Weizen, und da die Argentinier keine so guten Elevatoreneinrichtungen haben wie Kanada und die Vereinigten Staaten, verkauften sie ihre ganze Ernte sofort verhältnismäßig billig. In Kanada hielt man zurück. Die Preise schienen den Farmern zu niedrig. Außerdem standen sie unter dem Eindruck der eigenen Ernte, die ziemlich mäßig war. Sie erwarteten also ein Steigen der Preise. Allein das Gegenteil trat ein. Es zeigte sich plötzlich, daß auf der Welt kein Mangel an Getreide mehr war, sondern vielmehr ein phantastischer Ueberfluß. Sowohl Kanada wie den Vereinigten Staaten blieben einige hundert Millionen Bushel unverkaufte Weizens übrig.

Damit begann jene Tragödie des Zuviel, jener „Untergang am Ueberfluß“, an dem die Welt bis heute leidet, dieses Problem der Ueberproduktion, mit dem man bis jetzt noch nicht fertig geworden ist.

Denn auf der Ausfuhr von Weizen hatte ja alles beruht, zum mindesten in Kanada. Sie hatte Kanada Jahr für Jahr Hunderte von Dollarmillionen eingebracht, 1929 waren es 553 Millionen. Diese Summen hatten nicht nur die Prärie befruchtet, sondern ganz Kanada. In Quebec und vor allem in Ontario war eine gewaltige Industrie aufgeschossen, die den agrarischen Westen mit allem versorgte. In jenen Jahren war die Prärie mit Geschäftstreisenden überschwemmt, und jeder Farmer bekam auf Kredit, was er nur wollte. Maschinen, Autos, Radioapparate und Möbel wurden ihm geradezu aufgedrängt. Mit dem Bezahlen hatte es keine Eile, das hatte Zeit bis nach der Ernte. Aber mit einem Male war da wohl Ernte, aber die Abnehmer fehlten, zum mindesten waren nicht genügend da. Europa hatte seinen eigenen Getreideanbau entwickelt, mußte ihn entwickeln, da die Ueberseeländer wohl ihre Rohprodukte ablegen, aber keine Industrieerzeugnisse mehr dafür kaufen wollten. Gleichzeitig trat Rußland, das als Getreideexporteur völlig ausgeschaltet gewesen war, auf einmal wieder auf den Plan.

So steht es heute. Die Vereinigten Staaten haben vom vorigen Jahr noch ungefähr 200 Millionen Bushel über, und Kanada ebensoviel. Die diesjährige Ernte ist schlecht. Gott sei Dank! Die Staaten werden ihr ganzes Getreide selbst brauchen, aber Kanada wird trotz Dürre und Heuschrecken immerhin noch 200 Millionen diesjährigen Weizens zur Ausfuhr verfügbar haben. Das macht alles zusammen 600 Millionen. Soviel könnte Europa wohl abnehmen, rechnet man. Aber was ist mit Australien, was mit Argentinien? Dazu sind die europäischen Ernten gut. Deutschland, Frankreich und Italien können sich nahezu selbst versorgen. Bleibt eigentlich nur Großbritannien als sicherer Käufer mit einem Bedarf von 200 Millionen.

Wie wird es im nächsten Jahr? Der liebe Gott wird ja nicht immer Dürre und Heuschrecken schicken, um den Getreidespekulanten aus der Patsche zu helfen. In guten Jahren wachsen in Kanada 550 Millionen und in den Vereinigten Staaten 850 Millionen Bushel. Das gibt einen hoffnungslosen Ueberfluß. Wohin mit dem Segen? In China hungern Menschen, in Rußland, in Amerika selbst. Aber man kann kein Getreide doch nicht verschenken! Kann man etwa?

Es ist ein uraltes Menschheitsproblem, das der sieben fetten und der sieben mageren Jahre. Joseph hat es vor etlichen tausend Jahren für Ägypten gelöst. Auf den Joseph, der es für die Weltwirtschaft lösen sollte, hoffte die Weltwirtschaftskonferenz. Sie hat vergeblich auf ihn gehofft. Es bleibt nichts anderes übrig, als daß jedes Land das Problem für sich selber löst.

*

Nachwort der Redaktion.

Wir haben das Kanadabuch mit wachsendem Interesse zu Ende gelesen. Wie selten ein Weltreisender überblickt Colin Roß die geopolitischen Entwicklungslinien. Mit wahrhaft prophetischer Weitsicht hat er seinerzeit (im Buche „Das Meer der Entscheidungen“) Dinge vorausgesagt, die sich heute vor unseren Augen erfüllen. In seinem neuesten Buche deckt er für die unermesslich weiten Räume des kanadischen Nordens Möglichkeiten der Entwicklung auf, die vielleicht eine ganz nahe Zukunft schon verwirklichen wird. Wir stehen nicht an, ihn auch hier voll ernst zu nehmen.

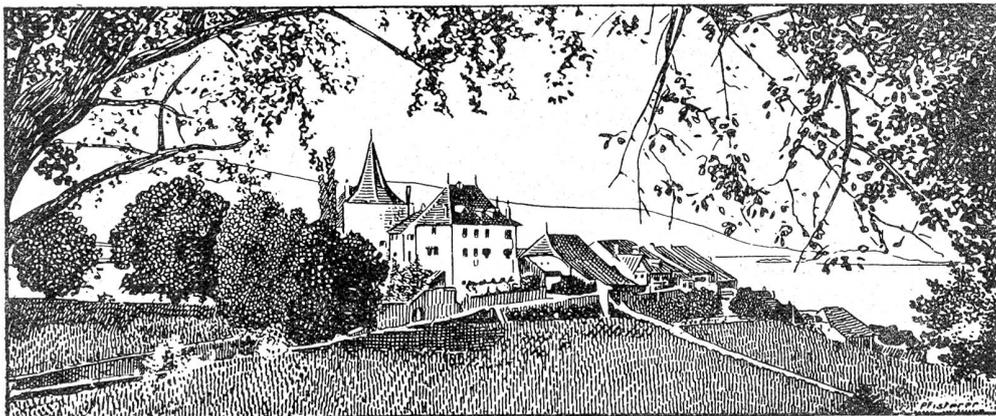
Und doch scheint uns, daß Colin Roß an gewissen großen Dingen vorbei sieht. Möglich, daß er inzwischen, in Verfolgung der amerikanischen Wirtschaftskämpfe, darauf gestoßen ist.

Er hat im vorliegenden Buche in packender Schilderung den Widersinn einer Wirtschaftsordnung — sie besteht auf der ganzen Linie — aufgedeckt, die Millionen Menschen neben gefüllten Speichern hungern läßt. Das kanadische Beispiel ist besonders traurig. Während Millionen Bushels des schönsten Weizens unverkäuflich lagern und irgendwie vernichtet werden müssen, nur um der neuen Ernte Platz zu machen, während der schuldenbedrängte Farmer auf Dürre und Heuschrecken hofft als der letzten Rettung aus katastrophalem Preissturz, schießt die kanadische Regierung Tausende ihres Arbeitslosenheeres in den Urwald, damit sie dort rhoden und reuten und ihren eigenen Weizen anpflanzen, um nicht zu verhungern. Und die kanadische Wildnis, menschenfreundlicher als die von neunmalweissen Sachverständigen geleitete Wirtschaft, läßt im ersten Jahr schon so viel Körnerhalme zwischen den Wurzelstöcken wachsen, daß die Arbeitslosenfamilie nicht verhungert; im zweiten Jahr ist schon ein gelbes Weizenfeld da, und im dritten Jahr schaut sich der neue Farmer nach Absatz um für seinen — überflüssigen Weizen.

Colin Roß nennt diesen Vorgang euphemistisch „Rückkehr zur Erde“. Und zwei Kapitel weiter erzählt er dann vom „Märchen Abitibi“, jener Goldstadt mitten in der unendlichen, grenzenlos leeren Waldwüste Kanadas. Mitten in der Wüste, tausend Kilometer von der Zivilisation entfernt, mit dem Kanu und Flugzeug bloß erreichbar eine Märchenstadt mit einer katholischen Brunnkathedrale, deren Bau 160.000 Golddollar kostete. In dieser Minenstadt: Verdienst, Wohlstand, Entwicklung.

Hier hätte Colin Roß der Daumen in die Hand fallen sollen. Warum war auf dieser Waldinsel keine Krise? Doch offenbar deshalb, weil das Tauschmittel nicht fehlte, wie es in der übrigen Welt fehlt, wie es den Kanadiern in den Seeprovinzen, am Lorenzostrom und in der Prärie fehlt. Ein Volk ohne Tauschmittel muß neben gefüllten Weizenhilos Hunger leiden. Die Vorstellung eines wahrheitsfindenden Colin Roß, der seine nächste Weltreise nach all den Städten und Stätten orientiert, wo die Milliarden Gelder verborgen liegen, die Tauschmittel sein sollen und es nicht sind, die Vorstellung eines Colin Roß, der die Wallstreet-Magnaten und andere Geldgewaltigen interviewt, um sich Klarheit darüber zu verschaffen, warum das Geld nicht rollt, sondern brach liegt, der in seinem nächsten Buch die Möglichkeiten aufdeckt, die einer Welt mit einem zweckdienlichen Tauschmittel gegeben sind: diese Vorstellung ist so packend, daß wir uns nicht gerne von ihr loslösen.

Colin Roß, der sich heute vorbehaltlos zur deutschen Diktatur bekennt, wird sich auch den Diktator Josef und dessen Wirtschaftspolitik näher ansehen müssen. Die Ägypter kamen zwar über die sieben Hungerjahre hinweg. Aber wie! Erst nahm ihnen der „Landesvater“ alles Geld aus der Tasche, dann stahl er ihnen ihr Vieh, dann ihren Grundbesitz und zuletzt ihre persönliche Freiheit (Nachzulesen: 1. Moses, 47). Mit Geldeinzug fing er an (Deflation), mit der Verflkung des Volkes hörte er auf! Sollte diese „nationale“ Lösung des Wirtschaftsproblems wirklich die einzig wünschbare sein?



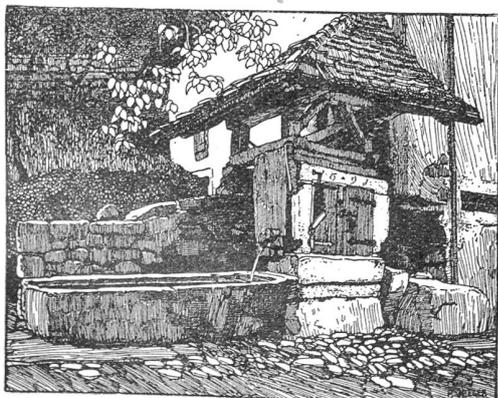
Erlach am Bielersee mit Schloss.

Der Bielersee.

Wer diesen Jurasee, die Menschen, die Landschaft — dieses ganz Eine und Einzige — erlebt hat, wird es nicht wieder abtun können. Heute nicht, morgen nicht; vielleicht nie. So leicht ist um diesen See alles — und doch so eindringlich. So eindeutig und so zauberhaft. So einfach und so unvergleichlich: der See, sagt der Eingeborne.

Und das ganze Seegebiet hat einen ganz leise mousierenden Klang. Woher nimmt es seine Macht? Trägt man den Duft von Landschaften mit sich fort? Ich weiß es nicht — ich weiß nur, daß ich noch oft zu ihm zurückkehren werde wie zu einer Wohltat; zu einer Leichtigkeit der Natur; zu einer Wohltat auch menschlicher Kräfte, menschlichen Wirkens, menschlichen Fleißes in der Natur. Fern von Gewalttat übt sich hier beides. Natur und Mensch: hier an diesem See versöhnen sie sich in der Landschaft. In anderer Weise, zärtlicher möchte man sagen, als der Bauer mit der Pflugischar das Feld umwirft und unterjocht, bestellte Menschenhand diese Berge, diese Hänge, diese vielerlei Lagen weithin mit Wein.

Aber das Antlitz des Landes, der Leib der Jurahänge blieb gleichsam unangetastet. Er ist eher verklärt davon. Er steht nicht in Fron wechselnder Trächtigkeit wie Acker



Alter Brunnen in der Hintern Gasse in Ligerz.

und Brache drüben von Suß, Mörigen, Gerolfingen, Lüscherz und Vinelz. Er blüht im Wein. Die Gewalttätigkeiten der Industrie, wie sie andere Gebiete durchsetzen,

bleiben fern. Handel und drückender Verkehr, Seeauf und Seeab verhindert der See wie der Jura listig mit unzähligen Rassen und Buchten, Rehren und Schleifen. Am Fuß der Weinberge macht die Maschine Halt. Sie findet keinen Boden, die mühende Arbeit menschlicher Hand zu verdrängen.

Doch dies ist nicht das Geheimnis. Es ist etwas anderes mächtig. Ein Inneres Unbedingtes. Kaum eine Landschaft ist so sinnlich wie diese; so wohligh, den Sinnen zugehen und — gesund. Man spürt sie wie eine Berührung, wie Licht, Luft, Frische und Wärme. Ihre Sinnlichkeit geht nicht auf das Erregende hin, sondern auf das Beruhigende, Beglückende. Nichts ist verborgen, alles in ihr ist sichtbar, fühlbar, schmeckbar, läßt sich genießen, trinken mit Atem, Augen und Mund. Davon leuchtet das Land, davon redet der Wein.

Und alles dreht sich um den See — den Bielersee. Immer findet ihn das Auge. Immer ist er da wie freundlicher Geist mit seinem Idyll von Insel. Die Farbe des Wassers ist matt, stumpf-grün, manchmal blau, um am Abend alle Stalen einer Malerpalette zu spiegeln. Die blaugrünen Nebengelände spiegeln sich grün im Grün. Der See liegt ausgebreitet wie ein gleitendes, schimmerndes Tuch; wie ein schmeichelndes Band.

Westlich ist dieser See — leicht schon und — französisch möchte man sagen. Rebland und See — sie sind miteinander verschmolzen. Nicht nur das Auge und die Erinnerung vereint sie. Mehr noch: sie sind eine sinnliche Einheit — ein Einziges. Und dort an den Ufern und Hängen die unabsehbare Heerschar der Reben bis hin zur größten geschlossenen Weinparade Berns. Schmurgerade laufen die ausgerichteten Reihen der Stöcke. Wärmendes Kalkgebüdel, sorgsam gehäuft, umgibt oft die Wurzeln und wirft selbst von unten den Reben die Strahlen der Sonne zurück. Bis dicht an die Häuser der Orte drängen die Reben heran. Raum für die Lebenden ist Platz, geschweige denn für die Toten. So hat fast jeder Ort seinen kleinen Friedhof dicht bei sich. Umstellt und eingeeengt von Reben schlafen die Toten unter kurzen Reihen von Kreuzen ihren heißen Schlaf. Sie brauchen keinen Schatten und der Wein braucht Sonne.

Die Weindörferchen des Bielersees gleichen einander. Nirgends schöner lernt man sie kennen als vom See aus, vom Segel-, Ruderboot oder einem schnellen Dampfer. Das mildmatte Braunschwarz ihrer Ziegeldächer, ihr sonnen-dämpfendes Matt, das kaum eine Farbe, nur einen stillen Schein der Landschaft zugesellt, ist das Bestimmende aller Bielersee-Weinorte. Die Einheitlichkeit des Materials und des Handwerks ist fast Stil, ist Wohltat für Auge und Gefühl. Manches vornehmere Haus fällt auf: Schlöbli, Engelberg, Hof und wie sie alle heißen mögen, aber nur als Einzelwesen, nicht im Ganzen der Landschaft.